

Kirchenpräsident Christian Schad

Der lange Weg der Toleranz: Evangelische Einsichten

**Impulsvortrag zum Forum „Wo hört der Spaß auf? – Toleranz und ihre Grenzen“
zur Reformationsdekade 2013 der Evangelischen Akademie der Pfalz und der ZIRP**

BTZ der Handwerkskammer der Pfalz in Kaiserslautern

Dienstag, 24. September 2013, 17.00 Uhr

Reformation und Toleranz

„Ihr habt gehört, dass gesagt ist:

„Du sollst deinen Nächsten lieben“ und deinen Feind hassen.“

Christus aber spricht:

„Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen,
damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.

Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute
und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Denn wenn ihr liebt, die euch lieben,

was werdet ihr für Lohn haben?

Tun nicht dasselbe auch die Zöllner?

Und wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid,
was tut ihr Besonderes?

Tun nicht dasselbe auch die Heiden?

Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“

(Matthäus 5, 43-48).

Das Gebot der Feindesliebe, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist einer der zentralsten christlichen Texte.

Im Hintergrund steht Jesu Hinwendung zu den Fremden, den Andersartigen und Ausgegrenzten.

So verschieden wir sind, so fremd wir uns zuweilen auch bleiben:

Gott sieht uns an, und in seiner Liebe toleriert er uns.

Er „lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“

Allen Menschen gilt seine Barmherzigkeit, alle sind wir zur Gottesebenbildlichkeit berufen. Und dass der Schöpfer wirklich barmherzig und treu ist, erweist sich in der Menschwerdung und Lebenshingabe seines eigenen Sohnes:

„Also hat Gott die Welt, den Kosmos, geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Johannes 3, 16).

Nicht nur in der Passionszeit, sondern bei jeder Abendmahlsfeier singen wir:

„Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd der Welt“,
lateinisch: „qui tollis peccata mundi“,
„der du erduldest, der du auf dich nimmst die Sünde der Welt, erbarm dich unser ..., gib uns deinen Frieden“ (EG 190.2).

Die Theologie der Toleranz gehört nicht nur in die Schöpfungslehre, sie ist zugleich Kreuzestheologie, ist Christologie.

Weil Gott in Jesus Christus das Untragbare, das Unerträgliche wegnimmt (tollit), weil da also einer trägt und erträgt – über alles menschliche Maß hinaus –, kann auch ich tragen, ertragen, tolerieren (tolerare) die Widersprüche dieser Welt.

Aber auch die Grenzen des Erträglichen sind vorgezeichnet in ihm, vorgelebt in dem Einen:

Was dem Leben nicht dient, was den Anderen ent-würdigt, ist nicht tragbar.

Zu unterscheiden ist hier zwischen der Person – und ihrer Gesinnung, ihrem Verhalten.

Gerade weil Gott sich allen Menschen vorbehaltlos zuwendet,

kann er Haltungen und Taten, die das Leben einschränken,

keineswegs „tolerieren“ im Sinne von: „anerkennen“ und „gutheißen“.

„Toleranz hat ihre Grenze dort, wo das Denken und das Handeln von Menschen das Leben und die Würde anderer gefährden und bedrohen“

(EKD-Synode: Kundgebung 2005).

Toleranz kann es darum gegenüber menschenfeindlichen Ideologien nicht geben.

Mit dem Bekenntnis zum christlichen Glauben sind Rassismus und Antisemitismus unvereinbar.

Auch sind fundamentalistische Überlegenheitsbehauptungen oder die Rechtfertigung von Gewalt Haltungen, die elementare Bedingungen von Toleranz verneinen und darum ihrerseits keine Toleranz verdienen.

Als Kirche wollen wir verlässliche Anwältin sein für ein Leben aller Menschen in Würde und ein Ort des Widerstands gegen jede Form von Intoleranz.

Deshalb treten wir heute für das Grundrecht auf Religionsfreiheit ein, hier, in Deutschland, aber auch weltweit.

Steinig genug war der Weg der Geschichte zu ihr hin, hart genug ist sie erkämpft worden, auch gegen die Kirchen.

Bei verschiedenen Gelegenheiten haben wir uns in der Pfalz in den vergangenen Jahren an die reformierten Glaubensflüchtlinge erinnert, die vor 450 Jahren unter anderem in Frankenthal eine Bleibe gefunden haben.

In wachsendem Maß prägten sie in der Folgezeit auch das Leben in der gesamten Kurpfalz. Gerade ihre Geschichte, so meine ich, mahnt uns, auch heute im eigenen Land und in aller Welt das Grundrecht der Glaubens- und Religionsfreiheit zu schützen.

Wallonen und Hugenotten, sie zählen zu unseren Vätern und Müttern im Glauben.

Wir bleiben mit ihnen verbunden und sind es aktuell mit allen, die heute um ihres Glaubens willen Not leiden.

Weltweit werden immer mehr Menschen aufgrund ihres Glaubens bedrängt und verfolgt. Am meisten davon betroffen sind Christinnen und Christen.

In 60 Staaten dieser Erde – vom Nahen Osten über Ägypten und China bis nach Nordkorea – müssen sie um ihr Leben fürchten.

Wir, in Deutschland, wir leben diesbezüglich in großer Freiheit.

Wir brauchen keine Angst zu haben, unseren Glauben offen und öffentlich zu bekennen. Umso mehr ist es unsere Aufgabe, Glaubens- und Gewissensfreiheit einzufordern und hier, bei uns, dafür zu sorgen, dass kein Keil zwischen Menschen unterschiedlicher Religionen getrieben wird.

Wir stehen zur positiven Religionsfreiheit.

Wir bejahren die freie Religionsausübung von Andersglaubenden in unserem Land.

Auch machen wir diese Haltung nicht von der Frage abhängig, ob islamisch oder hinduistisch dominierte Länder den dort lebenden Christen Religionsfreiheit gewähren.

Doch zugleich treten wir nachdrücklich für Religionsfreiheit als universales Menschenrecht ein.

Wir finden uns nicht damit ab, dass es insbesondere Christen sind, die unter Einschränkungen und Verletzungen dieses Menschenrechts zu leiden haben.

Was wir brauchen, ist eine Kultur wechselseitiger Achtung und Anerkennung, die sicherstellt, dass Unterschiede der Überzeugungen nicht in Gewalt gipfeln, sondern in einer Atmosphäre der Toleranz und des Respekts ausgehalten werden.

Alle sind wir Ebenbilder Gottes, die als solche ihre unantastbare Würde empfangen. Gerade das Evangelium lehrt uns, dass jeder Mensch – unabhängig von seiner Herkunft, auch unabhängig von den Voraussetzungen seines persönlichen Bekenntnisses – im Wirkungshorizont der göttlichen Liebe steht.

Es war Martin Luther selbst, der in diesem Zusammenhang die Wendung „tolerantia dei“ prägt, also von der „Toleranz“ als einer Eigenschaft Gottes spricht und damit überhaupt erst das Wort „Toleranz“ ins Deutsche bringt.

Gott ist geduldig mit seinen Geschöpfen, und hat in Jesus von Nazareth sogar die Sünde und Todverfallenheit der Welt getragen, stellvertretend für uns erduldet: darin besteht seine Toleranz, seine bedingungslose Barmherzigkeit.

Das ist der Grund dafür, dass wir einander tragen und ertragen, auch und gerade in unserer Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit.

Die Feindesliebe als äußerste Zuspitzung der Nächstenliebe hat in der Toleranz Gottes ihre Voraussetzung, ihren tiefsten Beweggrund.

Reformation und Intoleranz

So sehr sich einerseits gerade bei Luther wegweisende Überlegungen zu einer evangelischen Begründung von Toleranz finden, so sehr setzt uns andererseits die Intoleranz der Reformation gegenüber abweichenden Positionen und anderen Religionen zu.

Zur Schuld- und Schamgeschichte der Reformation gehört die Verfolgung der „Täufer“ ebenso wie Luthers Polemik gegen die Juden in seiner Schrift:

„Von den Juden und ihren Lügen“ (1543).

Hier macht er sogar den im Licht der Reichspogromnacht erschütternd-bedrückenden Vorschlag, die Synagogen anzuzünden.

„Schatten der Reformation. Der lange Weg zur Toleranz“.

Angemessen hat damit die Evangelische Kirche in Deutschland ihr Themenheft zum „Jahr der Toleranz“ überschrieben.

Gerade angesichts des Reformationsjubiläums gilt es, selbstkritisch die Schuld und Intoleranz zu benennen und nach Wegen der Versöhnung zu suchen mit den Nachfahren jener, an deren Verfolgung die Kirchen der Reformation mit verantwortlich waren.

Es war gerade „unser“ Reichstag von Speyer 1529, der das ganze politische und theologische Dilemma offenkundig macht.

Auf der einen Seite protestierten sechs Fürsten und die Vertreter von 14 freien Reichsstädten gegen dessen Beschluss, die Reichsacht gegen Martin Luther zu vollziehen und – nach einer Phase der Duldung – die reformatorische Bewegung doch noch mundtot zu machen.

Sie begründeten dies mit ihrem Verständnis von Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Sie forderten, dass „in Sachen Gottes Ehr und unser Seelenheil und Seligkeit belangend, ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben“ müsse.

So lautet der Kernsatz der Protestation vom 20. April 1529.

Damit nahm eine Minderheit selbstbewusst das Recht für sich in Anspruch, sich unter Berufung auf das eigene, an das Evangelium gebundene Gewissen, gegen die Mehrheitsentscheidung in Glaubensdingen zu wenden.

Es mutet geradezu paradox an, dass nur drei Tage später, am 23. April 1529, derselbe Reichstag – mit Zustimmung der evangelischen Stände – das Mandat erneuerte, gegen alle so genannten „Wiedertäufer“ die Todesstrafe zu vollziehen.

Wer wiedertauf oder sich der Wiedertaufe untergezogen hat, so heißt es in der „Konstitution“, die dem Reichsabschied beigefügt wurde, ob Mann oder Frau, ist mit dem Tode zu bestrafen, ohne dass vorher noch ein geistliches Inquisitionsgericht tätig zu werden braucht.

Als „Täufer“ bezeichnet man jene Gruppierung der Reformationszeit, für die die Taufe ein Bekenntnis des persönlichen Glaubens ist. Sie darf deshalb nicht bei Säuglingen und kleinen Kindern durchgeführt werden, sondern als das Zeichen der Entscheidung für Glaube und Nachfolge nur bei Mündigen.

Die Nachfahren der historischen Täuferbewegung, unsere mennonitischen Schwestern und Brüder, praktizieren dies so – bis zum heutigen Tag.

Luther hatte noch 1523 die gewaltsame Bekämpfung Andersgläubiger als unangemessen zurückgewiesen.

Warum aber stimmten dann die Protestanten 1529 – mit Rückendeckung Melanchthons und Luthers – dem kaiserlichen Täuferdekret zu?

Wohl aus politischen Gründen:

So konnten sie den Ketzervorwurf der Altgläubigen von sich auf die Täufer ablenken und zeigen, wie widersinnig es sei, die Erneuerung des Wormser Edikts zu betreiben, um Ruhe und Frieden im Reich zu gewährleisten.

Nicht die Anhänger des neuen Glaubens, sondern die Täufer seien die eigentlichen Feinde des Reichs und der Christenheit, gegen die mit Entschiedenheit vorgegangen werden müsse. Denn seit Jahrhunderten stand im Römischen Reich auf die Häresie der Wiedertaufe die Todesstrafe.

Freilich, all diese Erklärungsversuche ändern nichts an der Tatsache, dass die evangelischen Stände mit ihrer Zustimmung zum Täufermandat die Hochschätzung der Gewissensfreiheit, die sie für sich in Anspruch nahmen, konterkarierten.

Hans-Jürgen Goertz, mennonitischer Theologe und Historiker, hat es auf den Punkt gebracht: „Der zweite Reichstag zu Speyer 1529, die Geburtsstunde des Protestantismus, ist ein Meilenstein auf dem Weg zu neuzeitlicher Gewissensfreiheit. Er ist aber auch eine Wegmarke in der Geschichte der Intoleranz gegenüber Andersgläubigen.“

Im 16. Jahrhundert fielen ihr tausende Anhänger der Täuferbewegung zum Opfer.

Es waren nun vor allem die so genannten „Kontaktgespräche“ zwischen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden, die in den 1990er Jahren zur wechselseitigen Verständigung, ja zur Ermöglichung eucharistischer Gastbereitschaft führten.

Die Evangelische Kirche in Deutschland hat sich dieser Vereinbarung 1996 angeschlossen. 2010 kam es dann in Stuttgart zu einer öffentlichen Erklärung, als auf der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes die Mennoniten um Vergebung gebeten wurden.

Es war mir deshalb ein persönliches Anliegen, gerade im „Jahr der Toleranz“ das Gespräch mit Vertretern der mennonitischen Gemeinden in unserer Region zu suchen.

Ein erstes Ergebnis war, dass uns unsere mennonitischen Glaubengeschwister vor zwei Wochen zu sich auf den Weierhof bei Kirchheimbolanden eingeladen haben.

Nach einem historischen Vortrag und dem unmittelbaren Austausch in Interessengruppen fand der Tag seinen Abschluss in einem gemeinsamen Abendmahlsgottesdienst.

Auch die dunklen Seiten unserer Geschichte und die Schwierigkeiten im heutigen Verhältnis haben wir nicht ausgespart, sondern offen miteinander angesprochen.

Ich hoffe, dieser Tag konnte dazu ermutigen, die schon bestehende Kooperation innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen zu intensivieren und bei unseren Gemeinden die Freude zu wecken, in Zeugnis und Dienst zusammenzuarbeiten: auf dass die gemeinsamen Wege auch über das „Jahr der Toleranz“ hinaus weiter beschritten werden!

Toleranz aus Glauben

Wie wichtig es ist, meine sehr verehrten Damen und Herren,
unser eigenes, christliches Toleranzverständnis stark zu machen
und uns bewusst zur gesellschaftlichen Toleranz zu bekennen,
dies wurde mir darüber hinaus im Frühjahr klar bei der Auftaktveranstaltung
„100 Jahre Protestantischer Kirchenbezirk Ludwigshafen“.

Mittlerweile ist der Anteil der nicht-christlichen Bevölkerung in Ludwigshafen auf 40 Prozent angestiegen.

Wo religiöse Weltdeutungen miteinander konkurrieren und sich täglich begegnen,
entstehen Abgrenzungen, Vorwürfe und Vergleiche.

Deshalb sind gerade hier Toleranz und der Respekt vor dem Anderssein des Anderen besonders dringlich.

„Tolerare“ heißt: „dulden“, „ertragen“, „aushalten“.

Toleranz im eigentlichen Sinn des Wortes meint also: das Ertragen oder Erdulden von etwas, dessen Geltungsanspruch von dem, der sich tolerant zeigt, gerade nicht geteilt wird.

Toleranz ist eine Form des Umgangs mit Differenz!

Zu ihr gehört immer auch, wie der Philosoph Rainer Forst herausgearbeitet hat, eine „Ablehnungskomponente“.

Man toleriert nur etwas, was man für sich selbst ablehnt.

„Ohne diese Komponente würde man nicht von Toleranz sprechen, sondern entweder von Indifferenz ... oder von Bejahung“.

Religiöse Toleranz meint also die Kraft, konkurrierende Wahrheitsansprüche auszuhalten und respektvoll auszutragen.

Toleriert werden kann aber immer nur das bekannte Fremde;
das unbekannte Fremde bleibt bedrohlich.

Deshalb fragen wir nach:

„Wer bist du?

Warum glaubst, denkst und handelst du so – und nicht anders?

Was sollte ich wissen über deine Geschichte und über die Gründe deines Entscheidens und Handelns?“

Den Anderen nicht nur fremd sein zu lassen, sondern ihn als meinen Nächsten zu achten, diese Offenheit, meine ich, kennzeichnet die aktive Haltung einer heute notwendigen Toleranz. Und es liegt auf der Hand, dass wir bei diesem Verstehen-Wollen auch uns selbst neu verstehen lernen.

Daneben gibt es eine *scheinbare* Toleranz, die aus Beliebigkeit oder resignativer Selbstschwäche entsteht, weil man sich selbst verschwommen ist.

Eine auf Andere wirklich bezogene und darum dialogbereite, *starke* Toleranz hingegen setzt Lebensgewissheit voraus.

Zu ihr gehören Partner, die voneinander verschieden sind, die Eigentümlichkeiten haben und deren Grenzen erkennbar sind.

Ohne die Überzeugung vom Wahrheitsanspruch und Verpflichtungscharakter der eigenen Religion, ist jeder Glaube, aber auch jeder Dialog mit Andersglaubenden, unernsthaft. Man muss jemand sein, um sich zu jemandem verhalten zu können!

Religion lebt vom Bekenntnis. Überzeugungen bilden sich nicht im Niemandsland des Gleich-Gültigen, sondern in der Begegnung und im Gespräch mit *bestimmten* Glaubensüberzeugungen und -vorstellungen.

Wenn es also von der *eigenen* religiösen Identität abhängt, ob interreligiöse Verständigung gelingt, dann ist es für uns entscheidend, das Christliche *inmitten* des religiös-weltanschaulichen Pluralismus zu stärken.

Dann muss ich die Fremdheit des Anderen nicht überspielen, sondern kann sie wahr nehmen. Dann akzeptiere ich das Andere *als Anderes*, um ohne Angst verschieden sein zu können.

Vielleicht ist heute *dies* die größte Herausforderung für uns Christen im Dialog der Religionen:

das selbstbewusste Vertrauen in die eigenen Glaubensüberzeugungen!

Dann aber hätten kirchliche Orte der Identitätsbildung, auch Orte realer Begegnung von Menschen unterschiedlicher religiöser Überzeugungen, ein immer größeres Gewicht:

Ich nenne hier nur unsere Kindertagesstätten, die sich immer mehr zu interkulturellen Lernorten entwickeln;

ich denke darüber hinaus an den Religionsunterricht,
die Angebote der Evangelischen Akademie,
auch an die missionarische Bildungsinitiative „Erwachsen glauben“, die von der Evangelischen Arbeitsstelle Bildung und Gesellschaft verantwortet wird.

Selbstverständlich ist der ursprüngliche Ort für die Ausbildung christlicher Identität, ja von Sprachfähigkeit im Glauben überhaupt: die Gemeinde.

Was hier im Gottesdienst, in der Konfirmanden- und Jugendarbeit, in Gruppen und Hauskreisen geschieht, vergewissert Menschen und macht sie innerlich fest.

Nur so hat eine *überzeugte* Toleranz – eine Toleranz *nicht trotz*, sondern *aus Glauben* – ein tragfähiges Fundament: indem wir erfahren, was Gott uns geschenkt hat, und indem wir darüber Auskunft zu geben vermögen.

Dass wir uns als Beschenkte verstehen, als Geschöpfe des einen Schöpfers, und dass wir alle von der Gnade und Liebe Gottes leben, das ist vielleicht die tiefste Wurzel, aus der die zarte Pflanze eines toleranten Miteinanders wachsen kann.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!